



Unverkäufliche Leseprobe

Jana Frey
Ich, die Andere



12,5 x 18,5 cm, Taschenbuch
352 Seiten, ab 12 Jahren, Juni 2010
7,95 EUR [D], 8,20 EUR [A], CHF 13,90
ISBN: 978-3-7855-7158-3
www.loewe-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2010 Loewe Verlag, Bindlach

Was es ist

Es ist Unsinn
sagt die Vernunft
Es ist was es ist
sagt die Liebe

Es ist Unglück
sagt die Berechnung
Es ist nichts als Schmerz
sagt die Angst
Es ist aussichtslos
sagt die Einsicht
Es ist was es ist
sagt die Liebe

Es ist lächerlich
sagt der Stolz
Es ist leichtsinnig
sagt die Vorsicht
Es ist unmöglich
sagt die Erfahrung
Es ist was es ist
sagt die Liebe

Erich Fried

märz

„Sercan ...“

„Kelebek!“

„Sercan, nicht ...“

„Kelebek, ich ...“

Stille. Und Sonnenschein. Schatten an der Wand.

Und Vögel am Himmel.

Stille. Stille. Stille.

Ich habe nie gewusst, dass Stille weben kann.

Ich bin ein Schmetterling. Der erste Schmetterling des Frühlings. Es ist der einundzwanzigste März.

Die Sonne scheint zu wissen, dass jetzt Frühling ist. Gestern tauchte sie am grauen, verhangenen Winterhimmel auf und gab ihr Bestes. Dünne Dunstschwaden schwebten wie freundliche Gespenster über unserem Garten.

Ich bin Siri und fünfzehn Jahre alt. Weil es noch so kalt ist, habe ich mich warm eingemummelt.

Ich bin auf dem Weg zu meiner Großmutter. Sie ist krank, und alle glauben, dass sie bald sterben wird. Sie liegt im Krankenhaus, im dritten Stock, Geriatrie.

Es gibt einen Aufzug, aber ich laufe lieber.

„Hallo, Anneanne ...“, sage ich leise. In der Luft schwebt Krankheitsgeruch.

„Mein Liebling ...“, sagt meine Großmutter und legt, als ich mich zu ihr setze, auf die Bettkante, eine Hand auf mein Knie.

Das Gesicht meiner Großmutter ist blass und faltig, und ihre Haare – mein Bruder sagt immer, unsere Großmutter habe Haare wie ein Stinktier: einen schwarzen Haarschopf mit einem weißen Streifen in der Mitte –, sie sind hochgesteckt, aber nicht sehr ordentlich hochgesteckt. Ein paar Strähnen liegen unordentlich auf dem weißen Krankenhauskissen.

„Wie geht es dir?“, frage ich vorsichtig.

„Ich bin so müde“, sagt meine Großmutter. Das sagt sie in der letzten Zeit immer, wenn man sie fragt, wie es ihr geht.

„Wie geht es den Eltern und Sercan?“, fragt sie zurück.

Die Stimme meiner Großmutter ist leise, viel leiser als früher. Früher war meine Großmutter eine große Frau. Fast ein Meter achtzig, größer als mein Großvater, größer als mein Vater.

„Es geht ihnen gut“, sage ich.

Mein Großvater ist schon lange tot. Er starb vor vielen Jahren, ich war damals fünf oder sechs.

„Wie läuft es in der Schule? Wie geht es Ana?“

„Gut und gut“, sage ich.

Meine Großmutter lächelt.

„Gut und gut?“

Ich nicke. „Ja.“

Dann kommt eine Schwester und bringt ein Tablett mit Kaffee und Kuchen.

„Helfen Sie Ihrer Großmutter ein bisschen?“, fragt sie und wartet meine Antwort gar nicht ab. Sie hat es eilig. Also füttere ich meine Großmutter mit kleinen Bissen Streuselkuchen und fühle mich wie eine Vogelmutter, die ihr Junges füttert.

„Hast du schon gehört, dass dein Großonkel Burhan nach Deutschland kommt?“, fragt meine Großmutter einmal.

Ich schüttele den Kopf. Ich kenne diesen Großonkel nicht einmal.

Wir sind eine riesige Familie, überall wohnt jemand, der irgendwie zu uns gehört.

„Ja, im Sommer. Er ist mein ältester Cousin. Als Kinder haben wir manchmal zusammen gespielt, im Sommer am Meer bei den gemeinsamen Großeltern. Er war ein wilder Junge, er brauste leicht auf, dann schlug er wie ein Besessener um sich und bekam vor Wut keine Luft mehr ...“

Meine Großmutter lächelt leicht. „Manchmal hatten wir Mädchen beinahe Angst vor ihm. Sein Vater musste ihn in solchen Situationen mit eiskaltem Wasser begießen, damit er wieder zu sich kam. Aber später wurde es besser mit ihm, viel besser, er wurde ein freundlicher, umgänglicher Mann ...“

Die Stimme meiner Großmutter wird leiser und leiser vor Erschöpfung.

Dann muss ich gehen.

„Schon?“, fragt meine Großmutter. Ich nicke wieder, küsse ihr die Hand und führe sie an meine Stirn, wie ich es

immer tue. Als ich mich an der Tür noch einmal umdrehe, hat sie die Augen schon wieder geschlossen.

Ich bin Siri und gehe in den Sonnenschein hinaus.

Draußen atme ich auf. Ich will nie alt werden und sterben. Fröstelnd gehe ich die Straße hinunter.

In der Stadt sind eine Menge Menschen unterwegs, alle scheinen die ungewohnte, neue Frühlingssonne zu genießen.

„Hallo, Kelly“, sagen ein paar Mädchen aus meiner Klasse.

„Hallo“, sage ich.

Wir schlendern durch die Straßen der Altstadt.

„Wie geht es Sercan?“, fragt Freya, wie meine Großmutter gefragt hat.

„Gut“, sage ich. Ich weiß, dass Freya Sercan mag. Eine Menge Mädchen mögen Sercan.

Und dann sehe ich ihn:

einen Jungen aus Silber, ganz aus Silber. Mit silbernen Haaren, einem silbernen Zylinder, einem silbernen Gesicht, dünnen silbernen Händen, die eine silberne Geige halten, einer silbernen Jacke, einer ausgebeulten silbernen Hose und silbernen Schuhen. Nur seine Augen sind nicht silbern. Sie sind hellblau, frühlingshimmelhellblau.

Er steht reglos auf einem silbernen Sockel, einer Kiste, wie ich beim näheren Hinsehen erkenne.

Um ihn herum steht eine Traube aus Menschen. Ein kleiner Junge geht langsam auf ihn zu und wirft eine Münze in eine silberne Kappe, die am Boden liegt. Da beginnt der sil-

berne Junge sich zu bewegen. Langsam, wie ein Roboter, wie eine Puppe.

Er lächelt, er verbeugt sich, er winkt dem kleinen Jungen, er hebt die Geige und beginnt leise und stockend zu spielen.

„Nicht schlecht“, sagt Freya.

„So was habe ich schon mal gesehen“, erklärt Emma achselzuckend. „In London, letztes Jahr, nur war der Typ damals aus Gold und schon ein ziemlich alter Knacker ...“

Der silberne Junge erstarrt wieder, die Kapazität der Münze scheint aufgebraucht.

Emma zuckt erneut mit den Achseln, und dann gehen sie und Freya ins *Starbucks* gleich nebenan.

Und in der Menge, die den silbernen Jungen bestaunt, steht ein stilles, unscheinbares Mädchen mit einem blauen Kopftuch.

„Schreibt etwas auf über euch“, hatte unser Ethiklehrer zu uns gesagt in der letzten Stunde.

Das habe ich geschrieben:

Ich bin fünfzehn.

Ich bin ein Schmetterling.

Ich bin Türkin.

Ich bin Deutsche.

Fische ist mein Sternzeichen.

Ana ist meine beste Freundin.

Ich mag Sonnenblumen.

Und den Sommer am Schwarzen Meer.

Und die Zauberflöte von Wolfgang Amadeus Mozart.

Und die Blaue Moschee in Istanbul.

Und Katzen.

Mein Vater ist Gärtner und Rosenzüchter.

„Man kann sich nicht wirklich in ein paar Sätzen beschreiben, man beschreibt nur Äußerlichkeiten“, sagte ich zu Ana, die den Nachmittag über da war. „Zeig mal, was du geschrieben hast.“

Sie gab mir ihr Heft und nahm sich meins.

Ana, hatte Ana geschrieben. 15 Jahre. Einzelkind. Einzelenkel. Einzelurenkel. Blond. 1,66 m. Beste Freundin von Kelebek. Haustier: 1 Katze namens Stromboli. Lieblingsessen: Köfte bei Kelebeks Familie. Braune Augen. Lieblingsbuch: Narziss und Goldmund. Lebensmotto: Lebe nach dem Lustprinzip!

Ich lächelte Ana zu und erinnerte mich daran, wie wir uns kennengelernt hatten.

Vor fünf Jahren war das gewesen. Ana und ich hatten uns bei der Einschulung ins Gymnasium angefreundet, gleich am ersten Tag. Per Zufall bekamen wir zwei Plätze in der Aula nebeneinander. Ana war gerade erst aus einer anderen Stadt hierhergezogen und kannte noch niemanden.

Schüchtern lächelte sie mir zu. Sie war klein und dünn und hatte hellbraune Augen und ein paar Sommersprossen unter den Augen und auf der Nase.

„Wie heißt du?“, fragte sie mich.

Ich sagte ihr meinen Namen.

„Das ist aber ein komischer Name“, sagte sie. „Bist du ... Ausländerin?“

„Das ist ein türkischer Name“, sagte ich verlegen.

„Ich heie Ana“, sagte Ana.

Wir lächelten uns an und wurden Freundinnen.

„Willst du zu meiner Geburtstagsfeier kommen?“, fragte Ana mich ein paar Wochen später auf dem Schulhof, während der großen Pause.

„In Ordnung“, sagte ich, und in der nächsten Stunde schrieb Ana mir ihre Adresse auf. „Es ist mitten in der Stadt, unten im Haus ist eine Eisdiele“, flüsterte sie und schob mir den Zettel zu.

Meine Mutter kaufte ein Geschenk für Ana, ich packte es ein, und mein Vater fuhr mich hin.

Ich klingelte und hatte Herzklopfen. Wie Anas Familie wohl sein würde? Ob sie mich mögen würden? Wie Anas Vater wohl war? Bisher hatte ich nur ihre Mutter gesehen, einmal, als sie Ana von der Schule abgeholt hatte.

Ana öffnete mir selbst die Tür, schüchtern schob ich mich in die fremde Wohnung.

„Wir sind alle im Wohnzimmer, komm ...“, sagte Ana und zog mich mit sich.

Im Wohnzimmer waren nur zwei Personen. Und eine große Katze sa mitten auf dem Esstisch und putzte sich.

„Wo ... wo sind denn alle?“, fragte ich verwirrt.

„Wer – alle?“, fragte Ana.

„Na, deine Familie ...“, stotterte ich.

Einen Augenblick war es ganz still.

„Meine Uroma kommt erst später“, sagte Ana dann und setzte sich. „Und mehr Familie habe ich nicht!“

Ich konnte es kaum glauben. Das war Anas ganze Familie?

„Wir freuen uns, dich kennenzulernen, Kelebek“, sagte Anas Mutter in diesem Moment. „Wir haben uns ja schon mal in der Schule gesehen. Ich heiÙe Marlene.“

Sie lächelte mir zu. „Und das ist Anas Oma, meine Mutter. Sie heiÙt Charlotte.“

Sie wies auf die ältere Frau, die ebenfalls am Tisch saÙ.

„Und das ist Stromboli, unser Kater.“

Anas Mutter deutete auf die schwarze Katze auf dem Tisch. „Er stammt aus Sizilien, genauer gesagt von der Vulkaninsel Stromboli! Dort ist er uns als winziges Katzenbaby zugelaufen ...“

Ich nickte, während sich in meinem Kopf alles drehte. Wie konnte man nur so eine kleine Familie haben? Und dann Marlene und Charlotte! Sollte ich Anas Mutter und ihre Großmutter tatsächlich beim Vornamen ansprechen?

Ich dachte für einen Moment an meinen eigenen elften Geburtstag im vergangenen Frühling. Das ganze Haus war voller Menschen gewesen.

Verlegen nahm ich neben Ana Platz und aÙ ein Stück Geburtstagstorte. Stromboli wanderte in der Zwischenzeit hoheitsvoll über den festlich gedeckten Tisch. Irgendwann blieb er vor mir stehen und starrte mich eine Weile aus seinen unheimlichen gelblichen Augen an. Noch nie war mir eine Katze so nah gewesen. In unserer Familie gab es keine Katzen oder Hunde.

„Du musst keine Angst vor ihm haben“, sagte Anas Mutter und füllte mein Glas zum zweiten Mal mit Apfelsaft.

Ein paar Sekunden später sprang der Kater ausgerechnet auf meinen SchoÙ und rollte sich dort zu einer warmen,

schnurrenden Kugel zusammen. Ich saß stocksteif da vor Schreck.

Am späten Nachmittag kam dann auch noch Anas Urgroßmutter.

„Hallo, ich bin Wilhelmine“, sagte sie zu mir und reichte mir die Hand. „Viermal war ich verheiratet, einmal bin ich verwitwet und dreimal geschieden ... ich hatte so viele Nachnamen – sag einfach Willy zu mir, das tun Charlotte, Marlene und Ana auch!“

Ich stand da und konnte es kaum glauben. So etwas hatte ich noch nie erlebt.

Bis es Zeit zum Abendessen war, spielten wir *Monopoly*.

Es war sehr lustig, vor allen Dingen, weil Anas Urgroßmutter zweimal die Bank ausraubte.

„Nicht doch, Willy!“, schimpfte Anas Mutter. „Immer machst du diesen Banküberfallblödsinn! Das ist nicht erlaubt! Es steht nicht in den Spielregeln!“

Anas Uroma zuckte ungerührt mit den Achseln. „Banküberfälle stehen nie in irgendwelchen Regeln“, knurrte sie und zählte zufrieden ihr geraubtes Geld. „Stellt euch vor, am Bismarckring in der Neustadt haben sie gestern auch schon wieder die Sparkasse überfallen ...“

Und ohne mit der Wimper zu zucken, nahm sie sich ein paar weitere Hunderter aus dem Spielkastendeckel, in dem die *Monopoly*-Bank war.

Ana schaute mich entschuldigend an, aber ich war mir plötzlich sicher: Ich mochte Anas verrückte, kleine Familie.

Damals konnte ich noch nicht wissen, dass mal ein Abend kommen würde, an dem ich mich in dieses kleine, vollgestopfte Wohnzimmer flüchten und dort die ganze Nacht über weinen würde.

Mit Anas Urgroßmutter Wilhelmine, genannt Willy, an meiner Seite.

Ein paar weiche Abendwolken ziehen über den dämmerigen Frühlingshimmel.

Ich bin ein Frühlingskind, ein frühes Frühlingskind.

Ein zu frühes Frühlingskind.

Ich wurde an einem Märzabend in der Türkei geboren, in Sidanya am Marmarameer, im kleinen grauen Elternhaus meiner Mutter, in dem heute meine blinde Tante Ayse lebt.

„Das Baby, das Baby kommt!“, rief meine Mutter plötzlich wie aus heiterem Himmel.

Und dann kam ich, sechs Wochen zu früh.

Alle waren dabei, meine Großeltern, mein Vater, mein einjähriger Bruder, ein paar Tanten.

Ich wurde auf einem alten, knarrenden Sofa geboren, während draußen der Muezzin die Gläubigen zum Gebet rief.

Eine meiner Tanten schrie, als sie mich sah. Ich war weiß und glatt und faltenlos und winzig und am Bauch und in den Achselhöhlen so durchscheinend, dass man das geheimnisvolle Gewebe der Muskeln und das Netz der Adern sehen konnte.

„*Allahu Akbar*, Allah ist groß ...“, sagte mein Großvater, der als Erster die Sprache wiederfand.

„*Bismillabi, Rabmani, Rabim ...*“, flüsterte meine Mutter erschöpft. „Im Namen Gottes, des Allerbarmers, des Barmherzigen, steh mir bei.“

Eine Tante wusch mich behutsam, während mein Vater nach dem Arzt telefonierte.

„Sie wird blau, sie bekommt keine Luft“, rief meine Tante plötzlich und brach in Tränen aus. Auch Sercan begann zu weinen, angesteckt von der Unruhe und Angst, die er nicht verstehen konnte.

Ich kam in ein Krankenhaus in Istanbul, und dort bekam ich den Namen *Kelebek*, Schmetterling.

Ich war klein und zerbrechlich, und meine Lunge war nicht in Ordnung, aber ich überlebte. Und als der Sommer kam, legten sie mich tagsüber nackt in die Sonne, damit sich meine durchscheinende Haut kräftigte.

Meine Mutter hatte zuerst Angst, mich hochzunehmen, das wurde mir oft erzählt. Sie fürchtete sich davor, den zerbrechlichen Schmetterling zu verletzen. Noch nie hatte sie so ein kleines, mageres Kind gesehen, aber schließlich rang sie sich dazu durch, mich mit sich herumzutragen, wo sie ging und stand. Und weil sie sich jeden Morgen Jasminblüten in den Büstenhalter steckte, um gut zu duften, roch mein ganzes Kleinkinderleben nach Jasminblüten.

april

„*ICH HABE EUCH GESEHEN!*“

„*Sercan ...*“

*Die Stille schrie mir schrill in den Ohren, im
Kopf, überall ...*

Ich bin Siri, still und leise und scheu, eine einsame Sonnenanbeterin, es ist sonnig, und die Birken haben hellgrüne Knospen, die Forsythien blühen, die Primeln, Osterglocken und Narzissen.

Diesmal spielt er nicht Geige, diesmal spielt er Mundharmonika.

Ich lausche.

Ich lausche, während ich den silbernen Jungen anschaue.

Es ist ein Gefühl, als ob ich Hunger habe.

Seine dünnen Finger halten die silberne Mundharmonika, seine hellblauen Augen schauen scheinbar niemanden an.

Ein Mädchen neben mir summt leise mit.

Was ist das nur für ein Stück?

„Weißt du, was er spielt?“, fragt Siri das summende Mädchen.

„Cat Stevens“, sagt das Mädchen und summt weiter. So lange, bis der silberne Junge wieder erstarrt. Ein leises,

kryptisches Lächeln ist alles, was auf seinem glitzernden Gesicht zurückbleibt.

Gerne würde ich eine Münze in die silberne Kappe legen, aber ich traue mich nicht.

Eine Gruppe Japaner macht ein paar Fotos, der silberne Junge verzieht keine Miene.

Die Japaner lachen leise und gehen weiter.

Ana war zu mir nach Hause gekommen.

„Eine oder mehrere Gleichungen werden so multipliziert, dass beim Addieren je zweier Gleichungen dieselbe Variable eliminiert wird. Dadurch entsteht ein Gleichungssystem aus zwei Gleichungen mit zwei Variablen, das wie bisher gelöst wird ...“, las sie und verdrehte die Augen. „Ist ja irrellogisch.“

Am Montag würden wir eine Mathearbeit schreiben.

„Ich gehe heute Abend übrigens mit Emma und Freya ins Dance Your Ass Off. Komm doch mal mit, es ist wirklich lustig dort!“

Das Dance Your Ass Off war eine neue Disco in der Innenstadt, und es war Freitag.

Ich schüttelte den Kopf.

„Das erlauben meine Eltern nie.“

„Aber Sercan geht auch manchmal hin“, fuhr Ana fort. „Ich habe ihn dort schon gesehen.“

„Das ist etwas anderes“, sagte ich.

„Warum?“

„Das habe ich dir doch schon tausendmal erklärt“, sagte ich und war auf einmal gereizt. „Weil er ein Junge ist – und

ich ein Mädchen. Außerdem bekommen wir heute Abend Besuch.“

„Wer kommt denn?“, erkundigte sich Ana, legte das Mathematikbuch zur Seite und rollte sich auf den Bauch. Wir lagen nebeneinander auf meinem schmalen Bett in meinem rosa Zimmer. Um uns herum meine engen rosa Wände, mein Bücherregal, meine alte, geliebte Puppe aus Istanbul, ein Überbleibsel aus Kindertagen, Bilder aus der Türkei, die Blaue Moschee in einem blauen Rahmen, Kerzen in orientalischen Kerzenhaltern, getrocknete Rosen in struppigen, widerborstigen Sträußen, ein Plakat einer Zauberflöten-Inszenierung, die ich einmal besucht hatte, meine kleine Musikanlage, meine Schulsachen.

„Diese Unordnung, diese Unordnung“, sagt meine Mutter kopfschüttelnd, sooft sie hier hereinschaut.

Ich zuckte mit den Achseln.

„Nur meine Tante Burcu mit Fatih ...“

„... für den du wieder den ganzen Abend über Kindermädchen spielen darfst, stimmt's?“, unterbrach mich Ana. „Während Sercan mit seinen Freunden in die Stadt geht?“

Tante Burcu war die Schwester meiner Mutter, und ihr einziger Sohn Fatih war zehn Jahre alt und geistig behindert, keiner wusste, warum. Onkel Ugur, Tante Burcus Mann, hatte die beiden im letzten Jahr verlassen und war zurück nach Izmir gegangen.

Wir schwiegen für einen Moment, ich starrte gegen meine Zimmerwand. Auf einmal sah ich Siri durch die Stadt schlendern, eingehüllt in hellen, warmen, strahlenden Sonnenschein.

„Sag mal, kennst du Cat Stevens?“, fragte ich unvermittelt und hatte auf einmal Herzklopfen, warum auch immer.

„Klar.“ Ana nickte. „Meine Mutter fährt voll auf ihn ab, schon immer. Sie hat alle seine CDs. Ist ein ziemlich schräger Typ, wenn du mich fragst ...“

„Wieso?“

Ana zuckte mit den Achseln.

„Na ja, früher war er ein abgefahrener Freak – aber dann ist er plötzlich eines Tages zum Islam konvertiert und hat sich einen irren Bart wachsen lassen und nennt sich jetzt ...“

Ana überlegte einen Moment, aber dann gab sie es auf. „Keine Ahnung, Mustafa oder Mohammed Irgendwas oder so ...“

Wir schauten uns an.

Die Melodie war noch in meinem Kopf, ich würde sie nie mehr vergessen, da war ich mir sicher.

In diesem Moment begannen Anas Wale zu singen.

Ana war mit Sicherheit der einzige Mensch weit und breit, dessen Handyklingelton singende Wale waren.

Sie warf einen prüfenden Blick auf das Display.

„Freya“, sagte sie dann und klappte das Handy auf.

„Hi. Ja, klar komme ich nachher mit. Wo wollen wir uns treffen?“

Am Abend kümmerte ich mich um meinen kleinen Cousin Fatih.

„Kelebek, Kelebek, Kelebek ...“, nuschte er und streichelte mit seinen heißen, klebrigen Fingern behutsam mein Gesicht.

Lieber, kleiner Fatih.

„Du bist ein gutes Mädchen“, sagte Tante Burcu und lächelte mir zu, ehe sie weiterweinte und wie immer von Onkel Ugur redete, der in Izmir eine neue Frau liebte.

Ganz deutlich sah ich Aviva tanzen. Tanzen und lachen und Spaß haben.

Sercan und ich.

Sercan heißt *Geliebter, der Geliebte.*

Der Geliebte und der Schmetterling.

Nach uns kamen keine Kinder mehr.

Es gab nur uns, Sercan und mich.

Sercan Aydirmir. Und Kelebek Aydirmir.

Die anderen Kinder gingen verloren, immer wieder.

Unsere Mutter verlor sie. Diese Kinder waren wie Geister, da und doch nicht da, herbeigesehnt und dennoch Furcht einflößend. Sie raubten meiner Mutter die Kraft und ließen sie vorzeitig altern.

Immer noch steckte sie sich morgens Jasminblüten in den Büstenhalter. Abends, wenn sie sich dann zum Schlafen fertig machte, fielen die verwelkten Blüten von ihren Brüsten.

Wie oft habe ich das gesehen? Viele Male.

Was morgens schön aussah, sah abends so traurig und trostlos aus.

Meine Mutter genierte sich nicht vor mir. Aber eines Tages begann sie, sich vor den Menschen außerhalb zu verhüllen.

„Ich bin eine gläubige Muslimin“, erklärte sie uns. „Allah möchte, dass ich mich verhülle.“

Damals war ich acht oder neun. Und von da an ging sie nie mehr ohne ihr Kopftuch aus dem Haus. Sie betete viel.
Sie wollte weitere Kinder.
Sie wollte Sercan und mich in Sicherheit wissen.
Sie wollte glücklich sein.

Mein eigenes erstes Kopftuch? In dem Sommer, nachdem ich meine erste Regel bekam.

„Warum?“, fragte ich meine Mutter.

„Es soll dich beschützen“, sagte meine Mutter, band es mir eigenhändig um und nahm mich anschließend fest in die Arme, Jasminblütenduft umhüllte mich.

Das Tuch war zartgrün, mit eingesponnenen, feinen Silberfäden, ich erinnere mich genau daran.

„Allah schütze dich auf allen deinen Wegen, mein Täubchen“, sagte auch Tante Ayse an diesem Abend und küsste meine Stirn.

Es fühlte sich eigenartig, ungewohnt an, ein Kopftuch zu tragen.

Aber ich gewöhnte mich daran.

„Wie siehst du denn aus?“, fragten die Mädchen in der Schule nach den großen Ferien verwundert.

Aber auch sie gewöhnten sich an meinen veränderten Anblick.

Und meine Mutter hatte recht. Die Jungen starrten mich zwar einige Tage verwundert an, aber dann ließen sie mich in Ruhe.

Und nie war ich Zielscheibe ihrer damals oft unflätigen Neckereien.

„He, Elena, Busenwunder!“

„Zoe, was kostet es, einmal mit dir ...? Du weißt schon ...“

„Ana, BMW! BMW! BMW!“

BMW hieß Brett mit Warze, die Jungen hatten sich das ausgedacht, um die Mädchen zu ärgern.

„Idioten!“, rief Ana ärgerlich in das Lachen der Jungen hinein und drehte ihnen den Rücken zu.

Ich aber war außen vor. Mein Kopftuch schützte mich, wie meine Mutter es gesagt hatte, ich war unsagbar erleichtert darüber.

Auf dem Rathausplatz in der Altstadt tummeln sich nun wieder die Tauben. Wo sind sie eigentlich den Winter über? Sie fliegen doch nicht in den Süden. Wo verkriechen sie sich, während es in Deutschland kalt und grau und ungemütlich ist?

Die Tauben gurren und staksen furchtlos über den gepflasterten Platz, als wäre er ihre Welt, als würde er ihnen gehören.

Sercan, die Taube!

Die tote Taube auf der Fahrt nach Istanbul.

Weißt du noch? Weißt du noch? Weißt du noch?

Nie hätten wir gedacht, dass Sterben so sein kann ...

Wir haben so geweint, du und ich.

Weißt du noch? Weißt du noch? Weißt du noch?

Sercan und ich beobachteten den Himmel.

Es war der letzte Sommer, in dem wir fuhren. Ein Jahr später flogen wir zum ersten Mal.

Aber in diesem Sommer fuhren wir noch. Ich erinnere mich an Graz, an Zagreb und Sofia. Dann kam die Grenze zur Türkei.

In Gümüssuyu, nah bei Istanbul, besuchten wir immer einen Freund meines Vaters, der ebenfalls Rosen züchtete.

Er war klein und krumm wie ein Zwerg, sein Gesicht war runzelig, aber seine Rosen waren wunderschön. Wir Kinder durften bei diesen Besuchen überall spielen, es waren eine Menge anderer Kinder da, und mein Vater ging in aller Ruhe von Rose zu Rose und schaute sich alles an.

Wir tobten herum, in einem Sommer schoss Sercan versehentlich eine Fensterscheibe ein, und in einem anderen Sommer stieß ich gegen einen alten, kostbaren Samowar in der Wohnstube. Der Samowar war kaputt, aber wir bekamen keinen Ärger.

„Kann passieren, kann passieren“, sagte der Freund unseres Vaters jedes Mal gutmütig und zwinkerte uns zu. „Es sind Kinder, die kostbarsten Geschenke Allahs – gepriesen sei Er ...“

Und in diesem Sommer, auf dieser letzten langen, langen Autofahrt passierte es. Unsere Mutter schlief, während unser Vater hinter dem Steuer saß und fuhr und fuhr und fuhr. Er summte leise vor sich hin, das weiß ich noch.

„Diese Wolke ist ein Bär“, sagte Sercan.

„Nein, ein Pferd“, sagte ich. „Siehst du nicht den langen Hals? Kein Bär hat so einen Hals.“

„Doch, dieser Bär schon“, sagte Sercan hartnäckig.

Da tat es einen lauten Schlag, und im nächsten Moment war die gesamte Windschutzscheibe voller Blut.

Mein Vater bremste so heftig, dass das Auto ins Schlingern kam. Die Bremsen quietschten, eine Staubwolke hüllte uns ein.

„Was war das? Was war das? Was war das?“, schrie Sercan erschrocken, er zitterte.

„Das war ... ein Vogel, eine Taube“, sagte unser Vater leise. Er hatte die Hand auf den Arm unserer Mutter gelegt. Ich sah, dass seine Hand ebenfalls zitterte.

Schließlich öffneten wir unsere Türen und stiegen aus. Schweigend standen wir vor unserem Wagen. Überall war Blut, nicht nur auf der Windschutzscheibe, sondern auch auf der Motorhaube und dem Autodach. Blut und blutige Taubenfedern und merkwürdige, bluttriefende Schmiere.

„Aber wo ist die Taube geblieben?“, fragte Sercan mit dünner Stimme. „Wo ist sie hin?“

Keiner gab ihm eine Antwort. Wir schauten nur zu, wie unsere Eltern die Bescherung, so gut es eben ging, mit ein paar Papiertaschentüchern aufwischten.

Erst hinterher, als wir schon längst wieder fuhren, packte mich mein Bruder plötzlich am Arm.

„Kelebek, jetzt weiß ich es! Das Geschmiere, diese komischen Bröckchen, *das war die Taube!*“

Und dann fing er bitterlich an zu weinen. Ich weinte ebenfalls. Wir weinten, bis wir bei Tante Pembe ankamen und ins Bett gesteckt wurden.

„Morgen ist alles vergessen, morgen ist alles wieder gut,

ihr kleinen Häschen“, sagte Tante Pembe, die älteste Schwester meines Vaters.

Aber so war es nicht.

Sercan und ich weinten noch lange um die türkische Taube, die so schrecklich gestorben war.

„Ich wusste gar nicht, dass Sterben *so* sein kann“, sagte Sercan immer wieder.

Seine schwarzen Augen schauten düster und verzweifelt in meine.

Wir trauerten den ganzen Sommer.

Well

*If you want to sing out
sing out.*

*And if you want to be free
be free.*

*'Cause there's a million things to be.
You know that there are.*

*And if you want to live high
live high.*

*And if you want to live low
live low.*

*'Cause there's a million ways to go.
You know that there are.*

You can do what you want.

The opportunity's on.

And if you find a new way

*you can do it today.
You can make it all true.
And you can make it undo
you see.
Ab
it's easy.
Ab
you only need to know.*

*Well
if you want to say yes
say yes.
And if you want to say no
say no.
'Cause there's a million ways to go.
You know that there are.
And if you want to be me
be me.
And if you want to be you
be you.
'Cause there's a million things to do.
You know that there are.*

Ich bin Aviva, und Aviva lacht. Lacht dem silbernen Jungen direkt ins Gesicht. Keine Geige, keine Mundharmonika. Nur seine Stimme. Ein ganzes Lied für eine Münze, eine Münze, die nicht mal Aviva selbst in die silberne Kappe geworfen hat, sondern eine ältere Frau in einer dunkelroten Jacke, schwarzen Hosen und hohen Schuhen.

Sie lauscht ebenfalls. Und noch ein paar andere, aber nicht viele. Aviva zählt für mich die Umstehenden.

Nur neun mit mir.

Als das Lied zu Ende ist, erstarrt die silberne Figur wieder. Heute hat sie einen silbernen Stock über der linken Schulter, einen silbernen Stock mit einem geschnürten silbernen Bündel daran.

So wie in Hänschen klein: Stock und Hut, steh'n ihm gut, ist auch wohlgenut ...

Und dann ist nur noch Aviva da.

„Puh“, sagt der Junge und steigt unvermittelt vom Sockel.

„Pause ...“

Aviva zuckt zusammen.

„Ich habe dich schon ein paarmal gesehen“, fügt der silberne Junge mit den hellblauen Augen hinzu. Und dann lächelt er.

Sogar seine Nasenlöcher sind innen silbern. Und das Innere, Schnörkelige seiner Ohren.

„Wie heißt du?“, fragt er.

„Aviva ...“, sage ich leise.

„Aviva“, wiederholt der silberne Junge und lächelt erneut. Sein Gesicht macht kleine silberne Runzeln dabei.

Und was mache ich? Ich gehe schnell davon.

Ich schrieb eine schlechte Mathearbeit, genau wie Ana und Freya. Nur Emma schrieb eine Eins, sie schrieb immer Einsen in Mathe.

„Der Wahnsinn liegt mir einfach, keine Ahnung, warum“, sagte sie, als wir in der Pause auf der Mädchentoilette wa-

ren. Freya und Ana schminkten sich ihre Augen nach, während ich vor dem Spiegel mein neues rotes Kopftuch zu-rechtzupfte.

Elena, die ebenfalls in unsere Klasse ging, zündete sich eine Zigarette an.

„Der erste Zug ist immer der beste“, sagte sie und zog ge-nüsslich.

Diese Toilette im obersten Stock war unser Pausenver-steck, wenn wir keine Lust hatten, in den Hof zu gehen. Hier herauf verirrte sich nur selten jemand.

Aber an diesem Morgen kamen doch ein paar jüngere Mädchen aus der Achten. In ein Gespräch vertieft, schoben sie die quietschende Tür auf.

„Besetzt!“, riefen Elena und Freya ihnen ungehalten ent-gegen.

Die drei Mädchen blieben im Türrahmen stehen.

„Habt ihr nicht gehört?“, knurrte Elena, die beinebau-melnd auf dem Fensterbrett saß. „Zieht Leine, aber dalli!“

„He, wir können hier doch alle ...“, sagte Ana, ganz wie sie es immer war: friedlich.

„Nein, ist schon okay“, fiel ihr eines der Mädchen mit kal-ter Stimme ins Wort und verzog das Gesicht. „Auf Türken-tussis im Kopftuch haben wir sowieso keinen Bock!“

Und damit ließen sie die Tür laut zurück ins Schloss kra-chen.

„Beklopfte ...“, war alles, was Elena achselzuckend dazu sagte.